

Eine Ansiedelung der spätesten Bronzezeit auf dem Isteiner Klotz im südl. Baden.

Von

Robert Lais, Triberg i. Schw.

Mit 19 Figuren im Text.

Die nachstehend behandelten Funde entstammen im wesentlichen einer im Jahre 1922 auf der Höhe des Isteiner Klotzes ausgeführten Grabung. Ein kleiner Teil ist an der Oberfläche auf den Äckern und in den Rebstücken gesammelt worden.

Westlich des Dorfes Istein erhebt sich mit senkrechten und zum Teil überhängenden Felswänden der Isteiner Klotz aus der Rheinebene. Vom Friedhof des Dorfes führt ein schmaler Felsenpfad an einer alten Kapelle vorbei und durch die längst verlassene halbverfallene Steinhütte eines Klausners. Wie die Krähen, die aufgescheucht von unseren Tritten mit heiserem Schrei die Felsen umflattern, so hatte auch er einst seine Behausung in das weiße Kalkgestein hineingebaut. Hier mag SCHEFFEL gestanden haben, als die Gestalt des Alemannen Hugideo in ihm lebendig wurde, der am Fuße des Felsens ein Grab schaufelte für sich und den Leichnam der Römerin Benigna Serena, den die Fluten des Rheins hier niedergelegt hatten. Durch die Felsen klimmen wir weiter hinauf, wandern über die Trümmerhaufen der geschleiften Feste Istein und stehen schauend und staunend endlich auf der Höhe. Über die zu unseren Füßen ausgebreitete Ebene blicken wir weit hinaus ins Hügelland des Sundgau und hinüber zu den Bergen des Wasgenwaldes und des Schweizer Jura. Gleich einem wehrhaften Wächter steht der mächtig aufragende Felsklotz vor dem breiten Einfallstor der burgundischen Pforte, durch die seit den Tagen der Urzeit die Horden, Stämme und Heere ins Rheintal hineinbrachen.

Innerhalb des ehemaligen Festungsgeländes fand ich im Jahre 1921 unmittelbar nördlich der Bezeichnung „Klotzen“ der Topographischen Karte von Baden, Blatt Lörrach, zu beiden Seiten des von der Straße Kleinkems-Istein heraufkommenden Feldweges auf den Äckern und in den Reben einige Silexsplitter und eine große Menge prähistorischer Tonscherben, die reichere Funde in der Tiefe erhoffen ließen (Abb. 1).

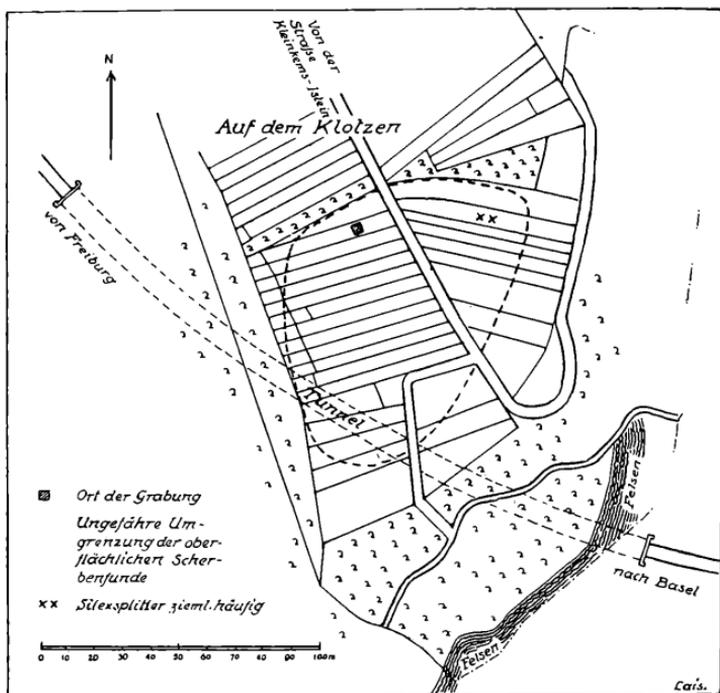


Abb. 1. Lageplan der Fundstelle auf dem Isteiner Klotz.
(Nach dem Gemarkungsplan der Gemeinde Istein.)

Dem regen Interesse, das Herr Geh.-Rat Prof. Dr. W. DEECKE in Freiburg meinen Funden entgegenbrachte, verdanke ich die Mittel, dort eine Grabung ausführen zu können. Er erwirkte mir beim Badischen Ministerium des Kultus und Unterrichts eine namhafte Summe, die zu einer ziemlich umfangreichen Probegrabung ausreichte. Sie wurde während der ersten vierzehn Tage des August 1922 ausgeführt. Dabei war mir Herr Dr. LOTHAR ZOTZ ein unermüdlicher und verständnisvoller Mitarbeiter; in den letzten Tagen half uns auch noch Herr Dr. ERWIN TREFZGER aus Lörrach. Beiden Herren sei auch an dieser Stelle der gebührende Dank abgestattet, ebenso Herrn Geh.-Rat DEECKE, der uns mit Rat und Tat unterstützte, ferner dem Ministerium des Kultus und Unter-

richts. Herzlichen Dank schulde ich auch den Besitzern des Grundstückes, dem Herrn Gemeinderat BENEDIKT WUNDERLIN und seinem Bruder, die gegen eine geringe Entschädigung meine Grabungen gestatteten.

I. Bericht über die Grabung.

Die erste Probegrabung erfolgte 15 m unterhalb des oben bezeichneten Weges an dem sanft nach Westen fallenden Abhang in etwa 320 m ü. M. Sie war 1,1 m breit, 3,8 m lang und etwa 0,4 m tief. Die braune Ackererde lieferte zahlreiche kleinere Tonscherben, eine Kulturschicht wurde jedoch nicht angeschnitten; in der Tiefe fand sich hellgelber Löß. Von dieser Grube aus wurde nunmehr ein in östlicher Richtung führender, 1,2 m breiter und 6 m langer Graben gezogen. In ihm stießen wir in etwa 80 cm Tiefe auf eine Kulturschicht. Sie enthielt Stücke von Holzkohle, sehr viel Hüttenbewurf, einige Tonscherben, Silexsplitter, angekohlte Getreidekörner, zerschlagene und angebrannte Tierknochen und Zähne. Unter ihr lag ein Steinpflaster, hauptsächlich aus größeren Weißjurakalkbrocken (der größte war etwa 30 cm lang und 15 cm dick), außerdem aus zerschlagenen Rheingeröllen, vor allem Quarziten und kristallinen Gesteinen bestehend. Sie waren alle stark mit Kalk inkrustiert und in einen gelblichen, sandigen schwach verlehmteten Löß eingebettet. Zwischen den Kalkbrocken und Geröllen fanden sich ebenfalls vereinzelte Kulturreste.

Die Kulturschicht wurde sodann nach Norden hin, quer über den Acker weiter verfolgt. Von der Oberfläche her wurde allmählich der Boden auf eine Länge von etwa 3 m und eine Breite von etwa 2,5 m abgehoben. Das obengenannte Steinpflaster war an der ganzen Ostwand der Grube erkennbar. Es lag im nördlichen Teil der Grube horizontal in etwa 40 cm Tiefe und senkte sich nach Süden zuerst schwach, dann stark bis etwa 80 cm Tiefe. Nach Westen hin hörte das Steinpflaster auf: hier war es nur noch in geringer Tiefe unter der jetzigen nach Westen geneigten Oberfläche liegend durch den Ackerbau zerstört und entfernt worden. Über den größten Teil seiner Oberfläche hin war das Steinpflaster durch einen Auftrag von Lößlehm sorgfältig geebnet und glattgestrichen worden. Da und dort war dieser Estrich schwach rötlich gebrannt und dadurch etwas gehärtet. Über ihm fand sich stellenweise reichlicher Hüttenbewurf, der die Abdrücke der etwa

fingerdicken Ruten sehr deutlich erkennen ließ (Abb. 2). Das Steinpflaster und der Glattnstrich stellen demnach den Boden einer Hütte dar.

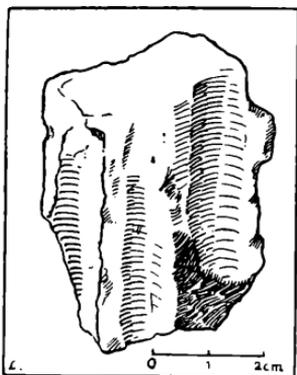


Abb. 2. Hüttenbewurf mit Rutenabdrücken.

In der Südostecke der Grube trat in etwa 40 cm Tiefe, also 40 cm über dem oben geschilderten Steinpflaster, eine Schicht gelblichen Lehms auf, der stark mit Steinen durchsetzt war. Vermutlich entstammen diese einem ähnlichen, ursprünglich weiter oben am Hange liegenden Steinpflaster, also einer zweiten Hütte, deren Boden im Lauf der Zeit teilweise in seine jetzige Lage verrutscht ist. Auch das erstgenannte Steinpflaster neigte sich vom Ostrand der Grube langsam nach Westen, ist also offenbar am Gehänge ebenfalls in eine schiefe Lage gekommen.

Überhaupt trüben derartige Rutschungen, ebenso wie die durch den an dieser Stelle früher getriebenen Rebbau hervorgerufenen Eingriffe das Bild stark. Diesen beiden Ursachen ist es zuzuschreiben, daß ganze Gefäße überhaupt nicht gefunden wurden, daß zusammengehörige Scherben oft weit auseinanderlagen, daß Kohlenstücke, Hüttenbewurf, Scherben, Knochen und Steine, ja sogar Kulturreste aus zwei verschiedenen Perioden vielfach durcheinandergemengt waren.

Die Fundstücke, die bei der Grabung und beim Absuchen der Oberfläche gesammelt wurden, gehören zu einem kleineren Teile der jüngeren Steinzeit, in ihrer weit überwiegenden Mehrheit der spätesten Bronzezeit an. Bis auf wenige Oberflächenfunde, die der Verfasser besitzt, liegen sie in dem dem Geologischen Institut der Universität Freiburg angegliederten Museum für Urgeschichte.

II. Die Funde.

A. Aus Stein hergestellte Artefakte.

Aus Stein hergestellte Artefakte wurden nur in geringer Anzahl gefunden. Geschliffene Artefakte hat die Grabung nicht zutage gefördert. Unter den aus Silex geschlagenen Werkzeugen ist das schönste eine in etwa 1 m Tiefe gefundene Pfeilspitze von dreieckigem Umriß (Abb. 3 a). Sie besteht aus hellbräunlichgrauem

Hornstein, wie er sich in größeren Knollen im Muschelkalkgebiet des nahen Dinkelbergs häufig findet. Die Pfeilspitze ist äußerst sorgfältig gearbeitet. In der Mitte 5 mm dick, ist sie durch zahlreiche feine Absplitterungen nach den Schneiden hin sorgfältig ausgedünnt. Beim Graben kam nur noch ein Artefakt zum Vorschein, das unzweifelhaft Spuren von Bearbeitung trägt. Es ist ein 3 cm langer, 1,2 cm breiter Abspliß von dreieckigem Querschnitt, der als Messerchen gedient haben mag (Abb. 3 b). Er ist aus weißlich-grauem Jaspis hergestellt, ebenso wie die wenigen übrigen Feuersteinsplitter, welche aus der Erde gehoben werden konnten. Obwohl diese keine sicheren Spuren menschlicher Bearbeitung auf-

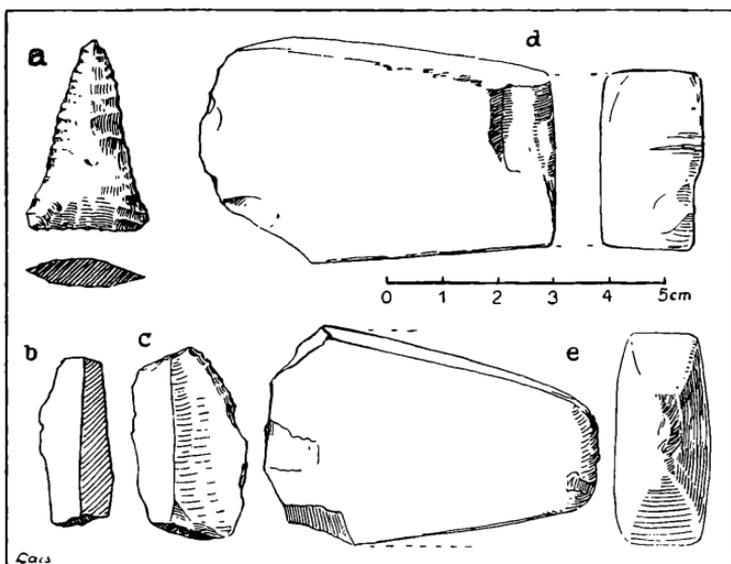


Abb. 3. Artefakte aus Stein.

weisen, sind sie doch von Menschenhand auf die Höhe des Klotzes gebracht und von größeren Knollen abgeschlagen worden. Das Rohmaterial, weißer Jaspis, fehlt der aus oberem Korallenkalk und Tertiär bestehenden Hochfläche des Berges. Er findet sich tiefer unten, im unteren Korallenkalk in Form apfel- bis kopfgroßer Knollen mit kreideweißer Rinde, die lagenweise in den Kalk eingebettet sind. Diese Schicht des Korallenkalks ist an den Felswänden nördlich des Isteiner Klotzes aufgeschlossen. Etwas häufiger sind die Silexfunde, die in den Weinbergen und auf den Äckern in der Umgebung der Grabungsstelle an der Oberfläche gemacht worden sind. Am ergiebigsten war eine Stelle in einem Weinberg östlich des Feldweges (siehe Karte Abb. 1). Es sind neben einer

Reihe unregelmäßig gestalteter Abfallsplitter aus weißem und rotem Jaspis ein dreieckiges Messer aus grau bis rötlich gefärbtem Jaspis, der den Bohnerzablagerungen der weiteren Umgebung entstammt (Abb. 3 c) und ein schaberartiges Werkzeug aus braunrotem Hornstein.

Geschliffene Werkzeuge sind noch seltener. Das bemerkenswerteste ist ein dreieckiges sorgfältig geschliffenes und poliertes Artefakt aus schwarzem Kieselschiefer, wohl ein Glättstein, der zum Glätten des auf die Tongefäße aufgetragenen feinen Tonschlicks diente. Außerdem wurden noch zwei Steinbeile von rechteckigem Querschnitt gefunden (Abb. 3 d u. e), beide aus schwarzem Kieselschiefer. Sie und der Glättstein wurden westlich der Grabungsstelle auf den Äckern aufgefunden.

B. Die Erzeugnisse der Töpferkunst.

1. Ihr Material und ihre Herstellung.

Alle aus Ton gefertigten Gegenstände, die wenigen Spinnwirtel und die ungeheure Menge der Gefäßreste, enthalten ausnahmslos bedeutende Mengen von Sand. Er ist dem Ton absichtlich als Magerungsmittel beigemischt worden. Seine Korngröße ist je nach der Dicke des Scherbens verschieden. Die dünnwandigen, sorgfältig gearbeiteten und meist mit Verzierungen geschmückten Gefäße enthalten nur feine Sandkörner; im Ton der großen oder roh geformten Töpfe und Fässer stecken häufig recht grobe bis zu einem halben Zentimeter messende Körner und Steinchen. Das vorherrschende Material des Sandes ist Quarz, etwas weniger häufig sind Feldspatkörner und Glimmerschüppchen. Wohlgerundete kleine Gerölle aus dem Sand des Rheins sind nur vereinzelt beobachtet worden; fast immer ist der Sand eckig und scharfkantig, also durch Zerschlagen quarzreicher Gesteine, vor allem aus Quarziten und granitischen Gesteinen hergestellt worden. Darauf deuten auch die zahlreichen in dem oben erwähnten Steinpflaster der Hüttenböden gefundenen zertrümmerten Gerölle hin. Die Oberfläche der Gefäße ist durch Auftrag einer dünnen Schicht von feinem Tonschlick mehr oder weniger sorgfältig mit der Hand oder einem Glättstein geglättet. Sehr häufig ist der Glättstrich grauschwarz und schwach metallisch gefärbt. Bei nochmaligem starkem Brennen des Scherbens färbt er sich rot. Er scheint also aus Kohlenstoff zu bestehen, ist aber nicht durch Auftragen von Graphit hergestellt. Ziemlich selten sind stark glänzende lebhaft ziegelrot gefärbte Überzüge.

Im übrigen sind je nach der Art des verwendeten Tonmaterials und der Stärke des Brandes alle Abstufungen der mit verschiedenartigen Erden herstellbaren Farben rotbraun, braun, gelb und grau vertreten. Die dünne Oberflächenschicht blättert leicht ab, wenn die Scherben in den obersten Bodenschichten liegen. Dann kommt das mit Sandkörnern durchsetzte Innere zutage. Der Querbruch der Scherben ist in der Mitte fast immer dunkelgrau gefärbt. Dies ist nicht etwa auf die Verwendung blaugrauen Tonmaterials zurückzuführen, wie es an vielen Stellen der Vorbergzone gefunden wird, sondern auf einen dem Ton an sich fremden Gehalt an Kohlenstoff, der beim Schwelen der Gefäße entstand. In den äußeren Teilen der Scherben ist dieser oft durch die stärkere Hitzewirkung beim Brennen wieder verbrannt worden, so daß die natürliche rötliche Farbe des gebrannten Tons erscheint. Der Querschnitt der Scherben zeigt daher vielfach drei verschieden gefärbte Schichten. Im allgemeinen sind die Gefäße ziemlich hart gebrannt, so daß sie beim Anschlagen einen hellen klingenden Ton geben. Einen gleichmäßigen Brand durch die ganze Masse hindurch und über die ganze Oberfläche hin zeigen sie gleichwohl nur selten.

2. Die Form der Spinnwirtel und Gefäße.

Von den drei bei der Grabung gefundenen tönernen Spinnwirteln ist nur einer vollständig. Er hat doppelkonische Form. Sein Durchmesser beträgt 44 mm, seine Dicke 27 mm, die Weite des Loches 7 mm. Die Oberfläche ist sorgfältig geglättet und auf der einen Seite schwarz, auf der anderen grau bis braun gefärbt. Außen ist der Spinnwirtel durch eine ziemlich dicht stehende Reihe runder flach eingedrückter Tupfen verziert (Abb. 4a). Von zwei anderen Spinnwirteln wurden nur Bruchstücke gefunden. Sie haben mehr die Form flacher Scheiben, sind ziemlich roh gearbeitet und tragen keine Verzierungen (Abb. 4b u. c).

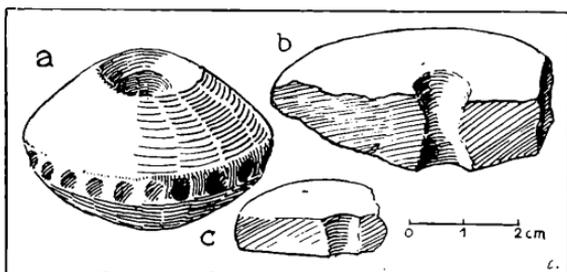


Abb. 4. Tönerner Spinnwirtel.

Vollständige Gefäße wurden überhaupt nicht gefunden. Auch ließen sich aus den aufgefundenen Bruchstücken trotz aller angewendeten Mühe nur in wenigen Fällen die Gefäße soweit wieder

zusammensetzen, daß die ganze ursprüngliche Gestalt wieder erkennbar war. Gleichwohl ergibt die Fülle der ausgegrabenen und an der Oberfläche zusammengelesenen Scherben, die nach Tausenden zählen, ein fast geschlossenes Bild der gesamten Keramik.

Die kleinsten Gefäße sind etwa apfelgroß (Abb. 5 c), die größten haben am oberen Rand einen Durchmesser von 54 cm, der Durchmesser des Bauches mag etwa 60 - 70 cm, ihre Höhe etwa 100 cm betragen haben (Abb. 5 e). Diese stellten also schon recht geräumige Vorratsfässer von 2 bis 3 Hektoliter Inhalt dar. Gemein-

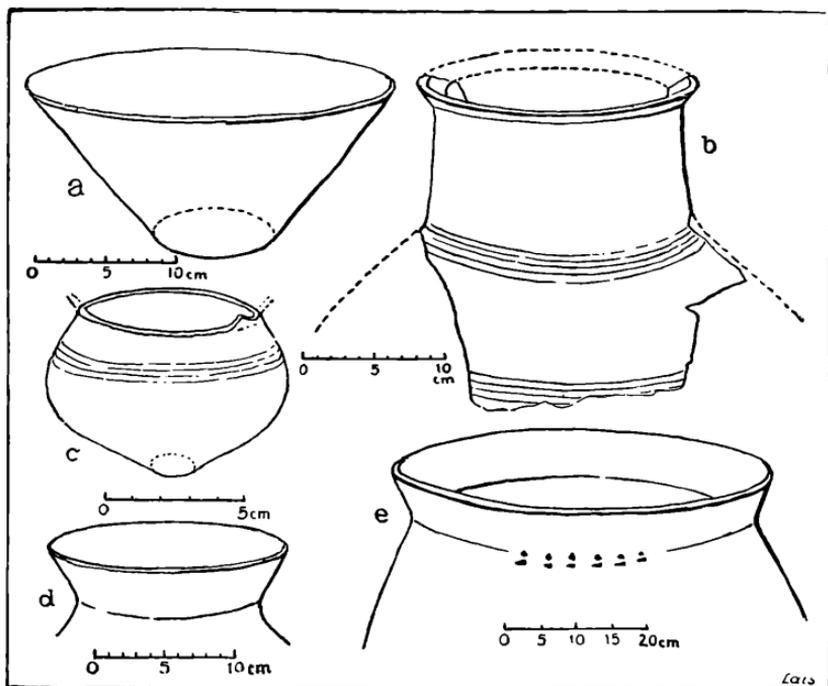


Abb. 5. Ganze Gefäße und größere Gefäßsteile, rekonstruiert.
(Die Rekonstruktion erfolgte nur so weit, als sie durch die erhaltenen Bruchstücke sichergestellt war)

sam ist allen Gefäßen, welche Form sie auch haben mögen, die Kleinheit des Bodens. Sein Durchmesser beträgt auch bei flachen Schalen nur einen Bruchteil, im allgemeinen nur etwa ein Viertel, des größten am Bauch oder oberen Rand gemessenen Durchmessers (vgl. Abb. 5 u. 9). Der größte Boden, der gefunden wurde, mißt 14 cm. Die Bodenfläche ist meist eben. Nur selten zeigt sie in der Mitte eine schwache Eindellung. Diese ist nur in einem Fall zu einem niederen Standring ausgestaltet worden (Abb. 6 b). Ein Boden ist am Rand durch Tupfeneindrücke, die durch kleine Erhebungen getrennt sind, verziert (Abb. 6 a) vgl. auch S. 20.

Ihrer Form nach lassen sich die Gefäße in drei große Gruppen einteilen: Schüsseln, Töpfe und Urnen.

Schüsseln nenne ich alle diejenigen, bei denen der Durchmesser des oberen Randes den größten am Gefäß überhaupt vorkommenden Durchmesser darstellt. An den kleinen Boden setzt sich ein breiter Rand unter mehr oder weniger stumpfem Winkel an. Dieser Rand hat die Gestalt eines Kegelmantels oder er ist leicht ausgebaucht, oder stark gewölbt, so daß er die Ebene der Mündung rechtwinklig trifft (Abb. 5 a u. 7). So entstehen halbkugelige tiefe, oder konische etwas flachere Schüsseln, oder ganz flache Gefäße, die als Teller gedient haben (Teller möchte ich sie nicht nennen, weil die modernen Teller einen im Verhältnis zum Rand großen Boden besitzen). Zwischen den extremen Formen finden sich zahlreiche Übergänge. Der eigentliche Rand ist meist

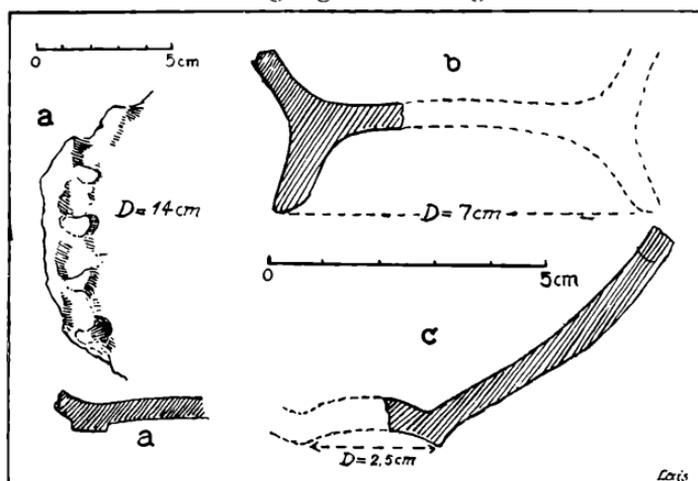


Abb 6. Seltene Formen von Gefäßböden.

halbrund (Abb. 7 g, h a—e,) oder nach innen konisch (Abb. 7 k, o, p, r), selten eben abgeschnitten (Abb. 7 f, l, w). Häufig zeigt er auch noch eine weitergehende Ausgestaltung: teils ist er verdickt (Abb. 7 o), oder schwach nach außen gebogen (Abb. 7 i, k, l, p), teils innen abgefast oder schwach gekehlt (Abb. 7 i, m, n, p, s, t, v), oder im ganzen nochmals schwach nach außen gebrochen (Abb. 7 m u. w).

Die Töpfe haben ihren größten Durchmesser unterhalb des oberen Randes; es sind also mehr oder weniger bauchige Gefäße, die sich nach oben hin verjüngen (Abb. 5 c, d, e). Sie haben ausnahmslos einen schmälern oder breiteren, spitz oder flach konisch zulaufenden, unmittelbar dem Bauch aufsitzenden und scharf an ihm abgesetzten Rand (Abb. 5 u. 8).

Mit diesen Töpfen erscheinen die Schüsseln durch die Randgestaltung der zwei schon oben erwähnten Gefäße (Abb. 7 m u. w) stilistisch verbunden, bei denen der Rand in ähnlicher Weise nochmals nach außen gebrochen ist.

Die Urnen unterscheiden sich von den Töpfen durch einen nahezu zylindrischen Hals, der zwischen Rand und Bauch eingefügt ist. Unter unseren keramischen Funden gehören nur zwei diesem Typus von Gefäßen an: die eine Urne (Abb. 9) ist sorg-

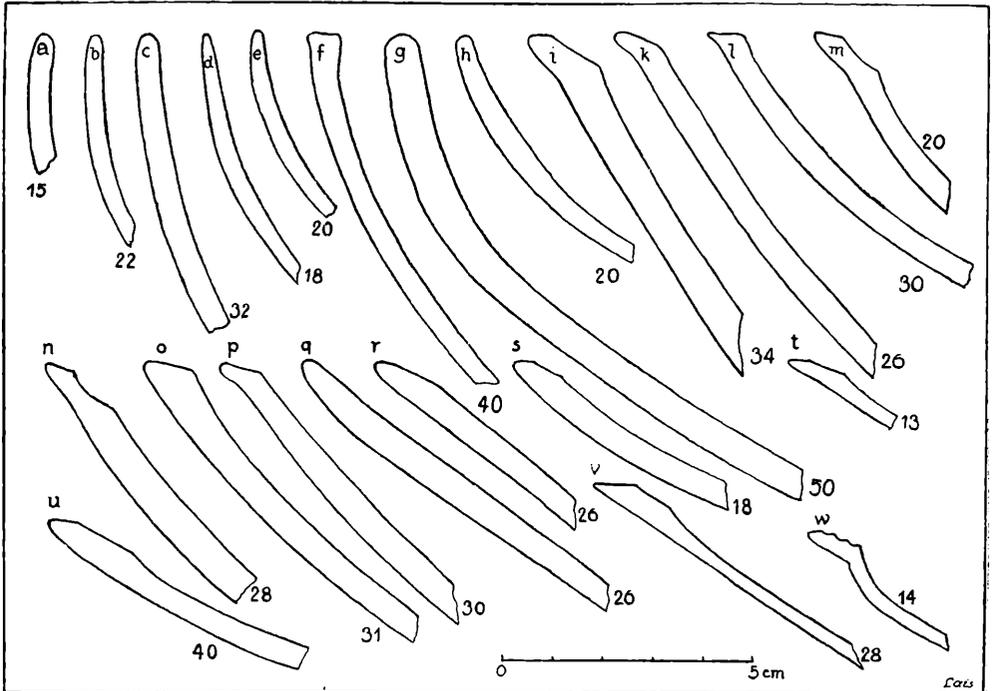


Abb. 7. Profile der Ränder halbkugeliger oder konischer Schüsseln. Sie sind alle so orientiert, daß eine durch den Rand gezogene Horizontallinie den Schnitt durch die Ebene des Gefäßrandes darstellt. Die beigeschriebenen Zahlen geben den Durchmesser der Gefäße am Rand wieder, in cm gemessen.

fältig gearbeitet, mit einem grauen gut geglätteten Überzug versehen und durch Schrägstriche und ringförmige Rillen schön verziert. Sie ist flach und weit und hat einen sehr kleinen Boden; von dem zweiten Stück dieser Art ist nur ein Teil des Halses und des Bauches erhalten (Abb. 5 b). Diese Urne hatte bedeutende Größe, einen verhältnismäßig engen Hals und einen großen Bauch. Ihre Oberfläche ist glänzend, fast metallisch schwarz und mit

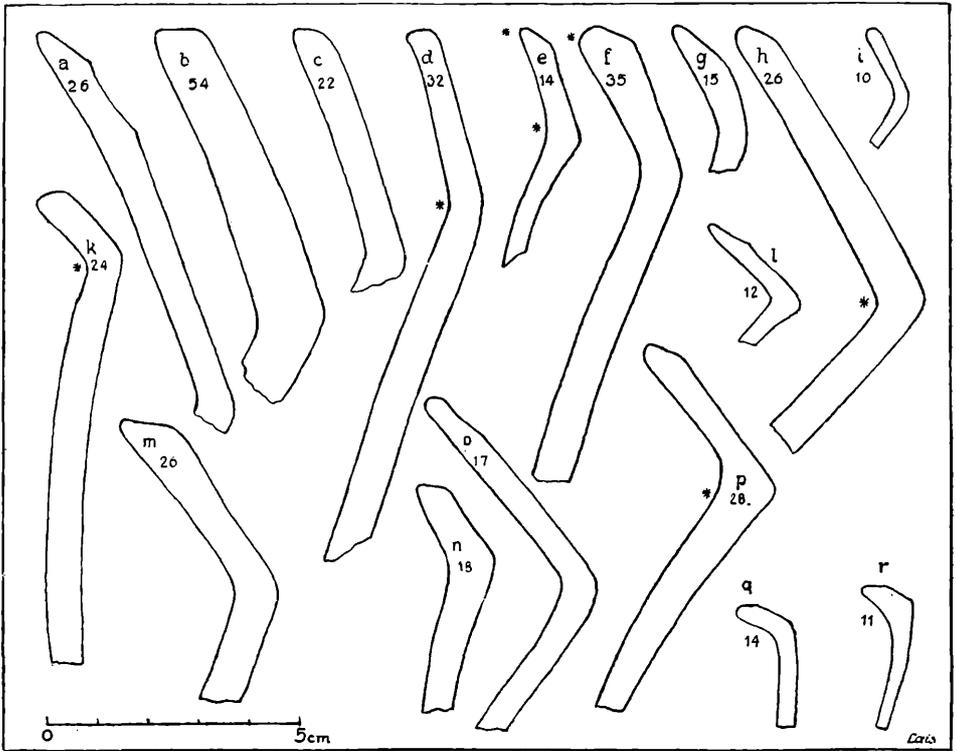


Abb. 8. Profile der Ränder von Töpfen mit abgesetztem Rand. Über die Orientierung und die Zahlen siehe Abb. 7. Durch Sterne sind ornamentierte Stellen gekennzeichnet.

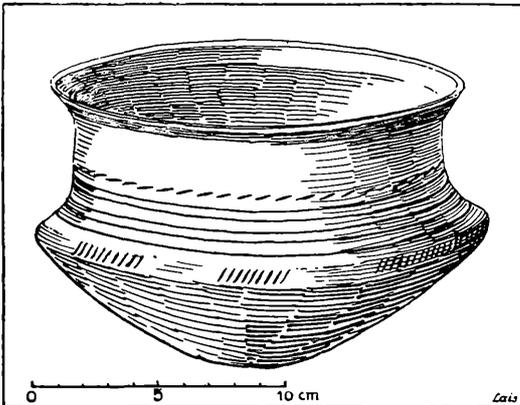


Abb. 9. Kleine Urne. Höhe 10 cm.
Durchmesser am Rand 16,6 cm.
Größter Durchmesser 18 cm.

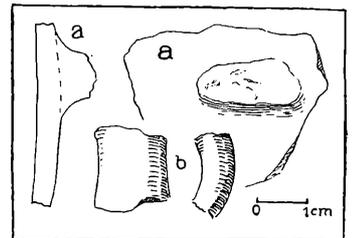


Abb. 10. Warze und Henkel.

flachen ringförmigen Rillen verziert. Möglicherweise gehörte noch der Scherben (Abb. 8, q) einem derartigen Gefäß an.

Henkel wurden in unserem Scherbenmaterial äußerst selten gefunden (Abb. 10 b); ebenso durchbohrte Schnurösen, dagegen waren undurchbohrte Warzen etwas häufiger (Abb. 10 a, Abb. 15 d u. g).

3. Die Verzierungen der keramischen Erzeugnisse.

Unter dem überreichen Material befinden sich viele verzierte Scherben. Insbesondere tragen die sorgfältig gearbeiteten mit glatter glänzender Oberfläche versehenen Gefäße reichen und schönen Schmuck, während die aus grobem Material roh geformten Gefäße nur selten und in sehr einfacher Weise verziert wurden. Nach Form und Herstellungsart lassen sich die Verzierungen in zwei große Gruppen einteilen: die erste umfaßt die aus der Gefäßwand austretenden wulst- oder warzenförmigen, die zweite die vertieften Verzierungen.

a) Die erhabenen Verzierungen. Sie sind nicht sehr häufig und schmücken ausschließlich große, ziemlich roh gearbeitete Gefäße. Nur sehr selten sind sie aus der noch weichen Tonmasse des Gefäßes selbst herausgearbeitet. Sie sind dann immer flach, und ragen auch bei sehr großen Gefäßen nur wenige mm über ihre Umgebung hinaus. Ihr Querschnitt ist dreieckig (Abb. 11 e). Häufiger sind nachträglich aufgesetzte Tonwülste von halbrundem, stumpf dreieckigem oder viereckigem Querschnitt (Abb. 11 a, b, c, d, f, g, h, i). Sie wurden zumeist auf dem halbfertigen, aus sanddurchmengtem Ton geformten Gefäß angebracht und nachher mit diesem zusammen durch einen aus feinem Tonschlick bestehenden Überzug geglättet. Nur bei einem Gefäß ist der Wulst nach der Glättung des Gefäßes aufgesetzt worden. Er hat sich aus diesem Grunde nachträglich unter dem Einfluß der Verwitterung stellenweise wieder abgelöst (Abb. 11 g). Alle Wülste sind verziert, entweder durch rundliche flache Vertiefungen (Abb. 11 g), oder durch abwechselnd von oben und von unten her erfolgtes Eindrücken eines stumpfen Gegenstandes (Abb. 11 c) oder durch schräg laufende mehr oder weniger tiefe Kerben und Einschnitte (Abb. 11 a, b, d, e, f, h, i). Zu den erhabenen Verzierungen gehören auch noch die wenigen Warzen, die sich vermutlich von den Schnurösen herleiten (Abb. 10 a u. 15 g).

b) Die vertieften Verzierungen.

Ihre erste Untergruppe wird vorwiegend dargestellt durch wenig eingetiefte Riefen mit unscharfen Rändern. Sie laufen immer parallel dem Rande um das ganze Gefäß herum und finden sich ausschließlich auf den schönen, an der Oberfläche sorgfältig geglätteten und geschwärzten Gefäßen. Sie sind durch schwaches

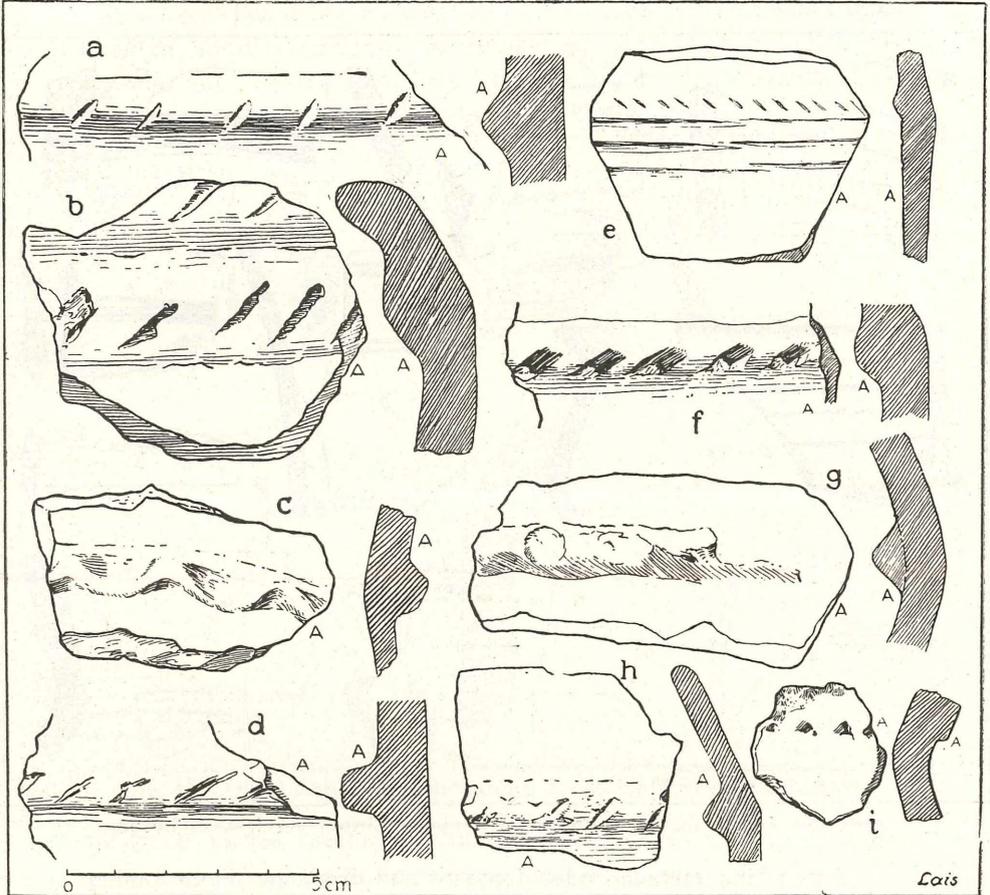


Abb. 11. Scherben mit wulstartiger Verzierung.

Eindrücken eines stumpfen Instrumentes von rundem Querschnitt hergestellt. Ihre Tiefe beträgt immer nur einen Bruchteil der Breite. Diese schwankt zwischen 0,5 und 10 mm, je nach der Größe des Gefäßes. Bei denjenigen Gefäßen, die dem Beschauer die Außenseite darbieten, finden sich die Riefen vor allem unterhalb des Randes und auf der Schulter; bei den flachen Schüsseln zieren

sie vor allem den an den Boden anstoßenden Teil der konischen Wand. Hier laufen meist eine größere Anzahl verhältnismäßig breiter, mit ihren Rändern zusammenstoßender Riefen als konzentrische Kreise nebeneinander her (Abb. 12).

An anderen Stellen sind es doppelte, dreifache und vierfache Riefen, die durch einen kleinen Zwischenraum voneinander getrennt sind.

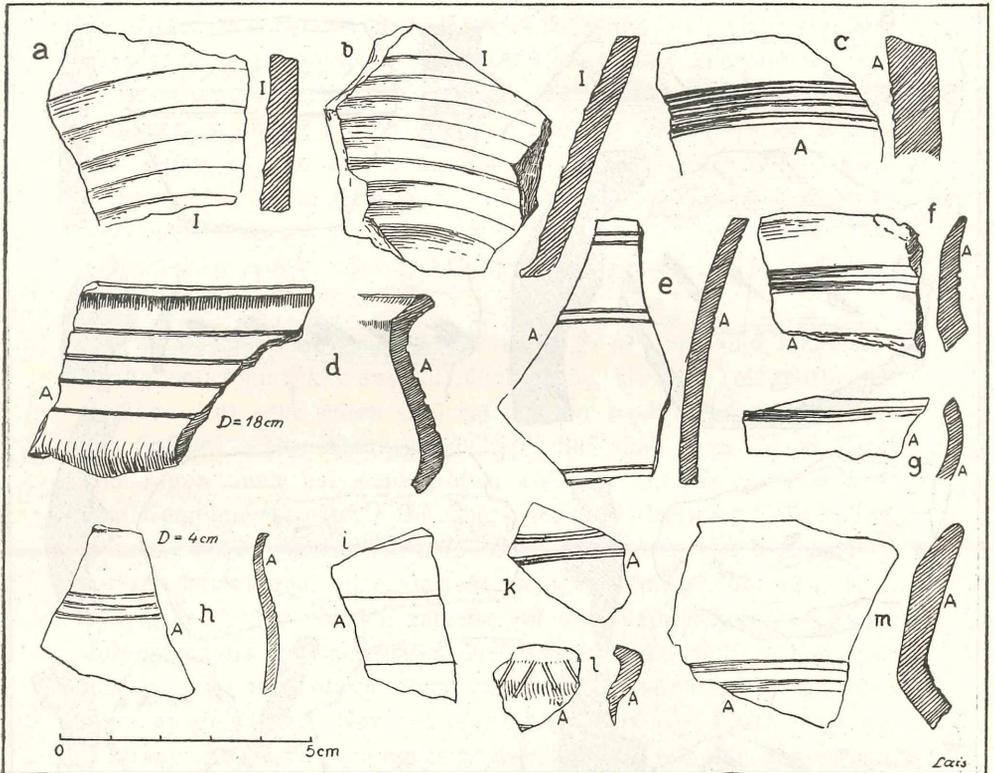


Abb. 12. Durch flache Riefen und gravierte Linien verzierte Scherben.

Selten sind einfache oder doppelte und dreifache dünne Linien, deren Herstellungsart man als Gravierung bezeichnen könnte (Abb. 12 i, k). Die doppelten und dreifachen Parallellinien sind durch Eindrücken eines mit zwei oder drei feinen Zähnen versehenen Instrumentes hervorgebracht worden (Abb. 12 k, l). Zu den schwach eingetieften Verzierungen gehören auch noch die in Reihen angeordneten flachen rundlichen Tupfen, mit denen der Spinnwirtel (Abb. 4 a), ein Tonwulst (Abb. 11 g) und mehrere Scherben geschmückt sind (Abb. 13 d, e, f, h).

Die zweite Untergruppe der vertieften Verzierungen sind die tief eingeschnittenen oder eingestochenen.

Mittels runder Stäbchen hergestellte Verzierungen sind selten. Scherben (Abb. 13 b) ist das Bruchstück eines sehr kleinen kugelförmigen Töpfchens, das in der Nähe des oberen Randes durch eine Reihe nicht sehr dicht stehender kreisförmiger Eindrücke verziert war. Ähnlichen Schmuck zeigt Abb. 14 c. Hier tritt die aus feinen Punkten zusammengesetzte Stichreihe mit drei flachen Riefen zusammen auf. Ebenso Abb. 14 g. Dieses Gefäß war außerdem noch mit einem Zickzackband geschmückt. Ein anderer Scherben (Abb. 13 a)

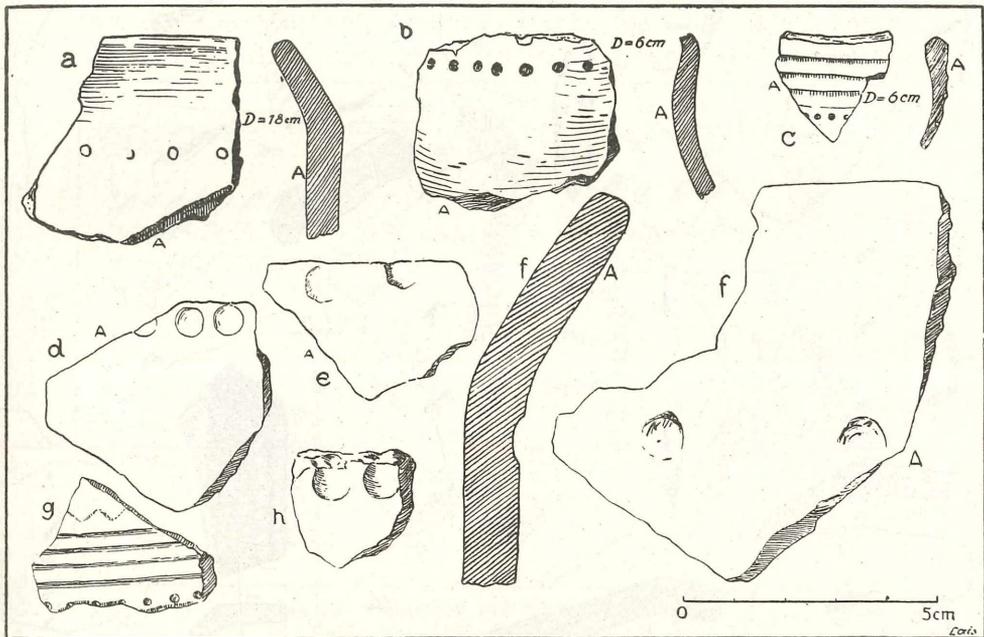
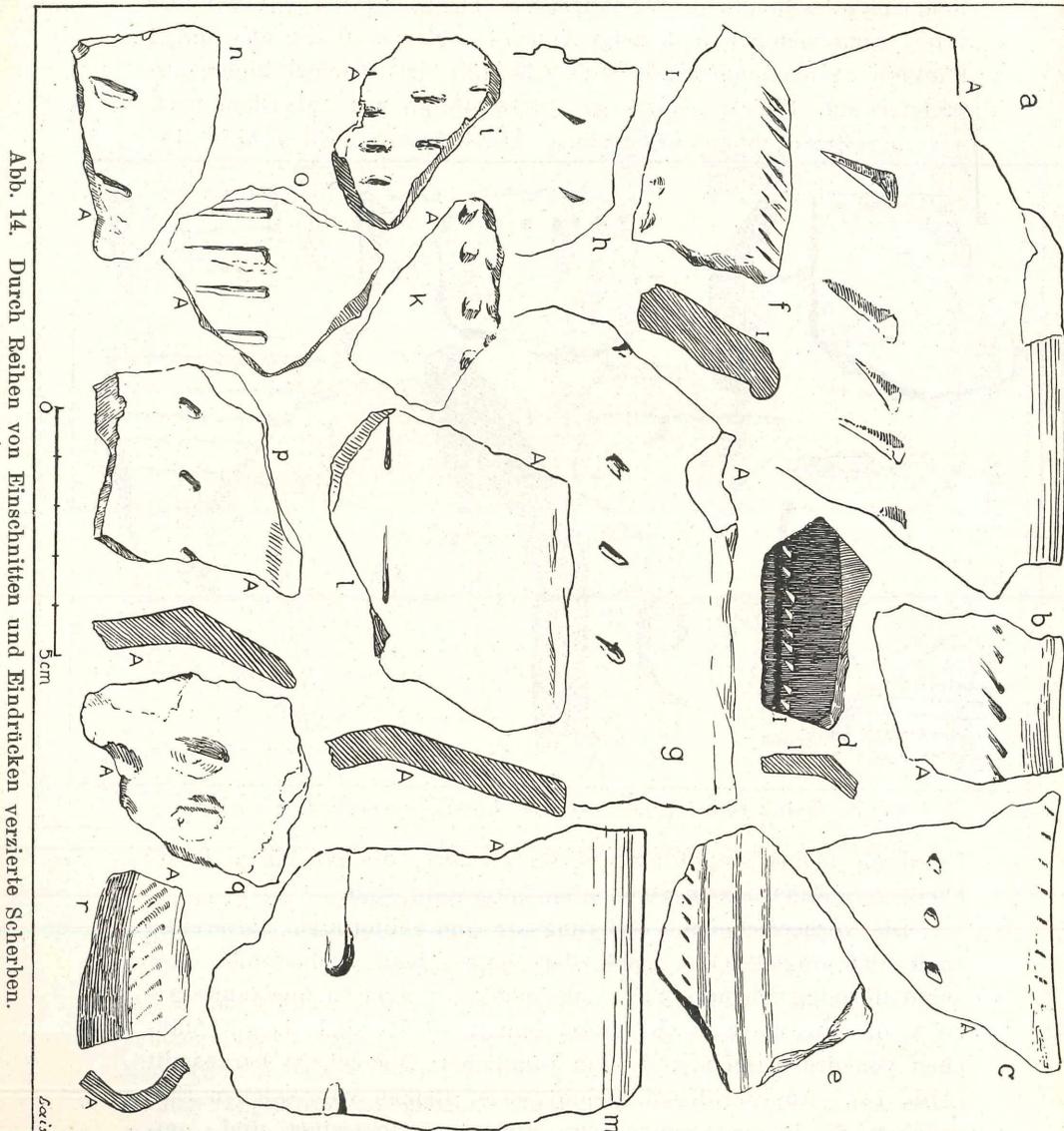


Abb. 13. Durch runde Eindrücke und Einstiche verzierte Scherben.

ist durch kleine ringförmige Stiche verziert, die mit einem Röhren, vermutlich einem Strohalm, hergestellt sind.

Die vorherrschende Verzierungsart sind keilförmige, am breiten Ende tief eingedrückte, nach der Spitze flach auslaufende oder spindelförmige Stiche. Sie sind immer zu Kreisen aneinandergereiht, die parallel zum Gefäßrand laufen. Teils sind sie mit Stäbchen von dreieckigem, teils von rundlichem Querschnitt hergestellt (Abb. 14). Aus der Kombination zweier Reihen von solchen Eindrücken, die in entgegengesetzter Richtung angeordnet sind, entsteht ein Fischgrätenmuster (Abb. 15 b). Nur ein Scherben ist mit

einer dreifachen Stichreihe geschmückt (Abb. 15 a). Auf zwei Scherben (Abb. 17 i u. 18 f) sind die Stiche im Zickzack angeordnet. Sie stellen damit den Übergang zu den später zu besprechenden aus einer fortlaufenden Linie bestehenden Zickzackbändern her. Seltener sind viereckige, an einem Ende stark vertiefte Stiche



(Abb. 11f), oder länglich runde (Abb. 14i u. p), oder breit dreieckige oder halbmondförmige (Abb. 15g u. 16c) tiefe Eindrücke.

Derartige Stichreihen zieren nicht nur die Gefäßwände, sondern auch die obenerwähnten Wülste und vor allem die Gefäßränder. Seltener finden wir den Rand durch halbrunde schrägliegende Eindrücke fortlaufend eingekerbt oder wellenförmig ausgebuchtet (Abb. 16). Häufig sind ferner schmale aber tief eingestochene Zickzackbänder, die meist nur wenig ausladen. Mit ihnen ist zu- meist die Innenseite der flachen Schüsseln geschmückt, vor allem ihr nach außen gebrochener Rand (Abb. 17). Sie wurden entweder, wie die Scherben (Abb. 18d u. g) zeigen, mit einem dünn-schneidigen meißelartigen Instrument eingestochen, oder durch Auf- und

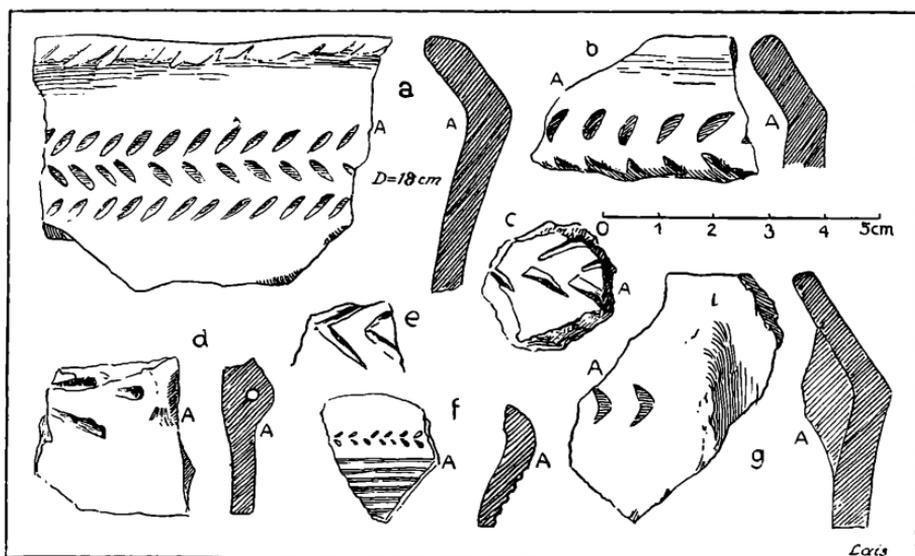


Abb. 15. Scherben mit Stichverzierungen.

Abziehen eines spitzen Hölzchens eingeschnitten. Ein aus einer Doppellinie bestehendes Zickzackband wurde nur auf einem Scherben festgestellt (Abb. 18b). Ein unterbrochenes Zickzackband fand sich ebenfalls nur einmal (Abb. 17c). Das sog. Wolfszahnornament ist selten; es wurde nur auf zwei Scherben gefunden (Abb. 18f u. k). Vereinzelt treten noch andere, durch Kombination geradlinig geführter Striche hervorgebrachte Verzierungen auf. Unter ihnen ist besonders erwähnenswert Scherben (Abb. 18a) mit gekreuzten Strichen, und Scherben (Abb. 18l) bei dem zahlreiche Parallellinien große dreieckige Felder ausfüllen. Scherben Abb. 18n zeigt gestrichelte rhombische Felder, die

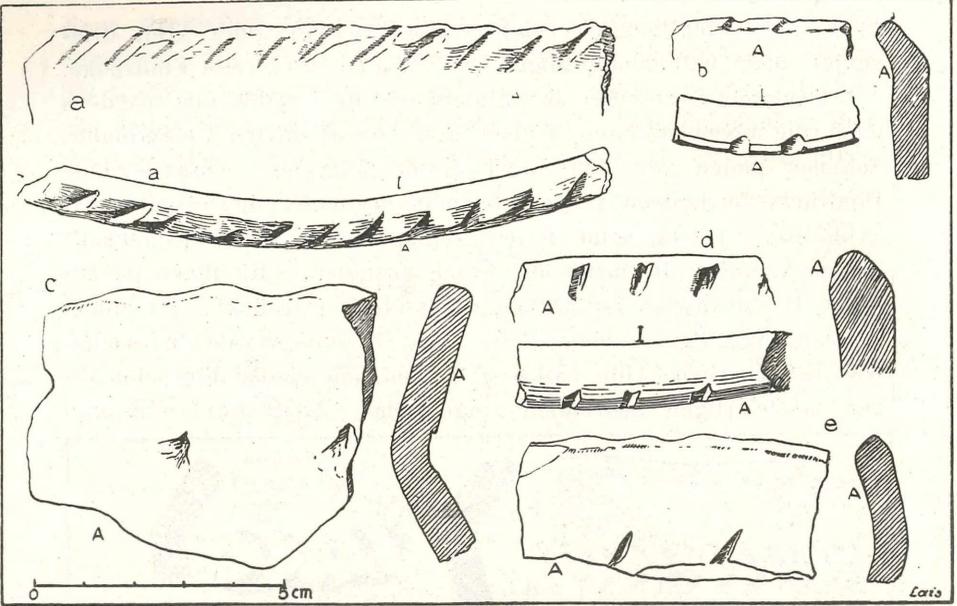


Abb. 16. Ausgestaltung und Verzierung der Gefäßränder.

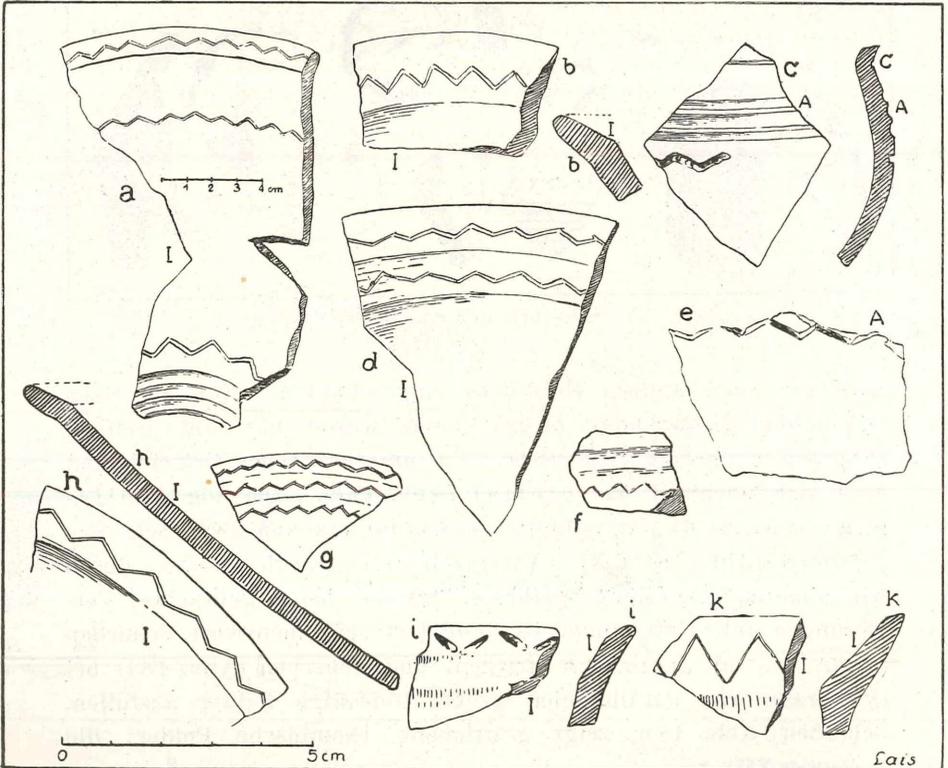


Abb. 17. Scherben mit Zickzackornamenten.

schachbrettartig mit leeren Feldern abwechseln. Für andere derartige Verzierungen sei auf Abb. 18 verwiesen. Die tief eingeschnittenen Verzierungen haben ausnahmslos geradlinigen Verlauf. Sie sind, soweit sie die feingearbeiteten, glänzend schwarzen Gefäße schmückten, wohl ausnahmslos mit weißer Kalkmasse ausgefüllt gewesen.¹⁾ Diese ist allerdings bei vielen Scherben, besonders

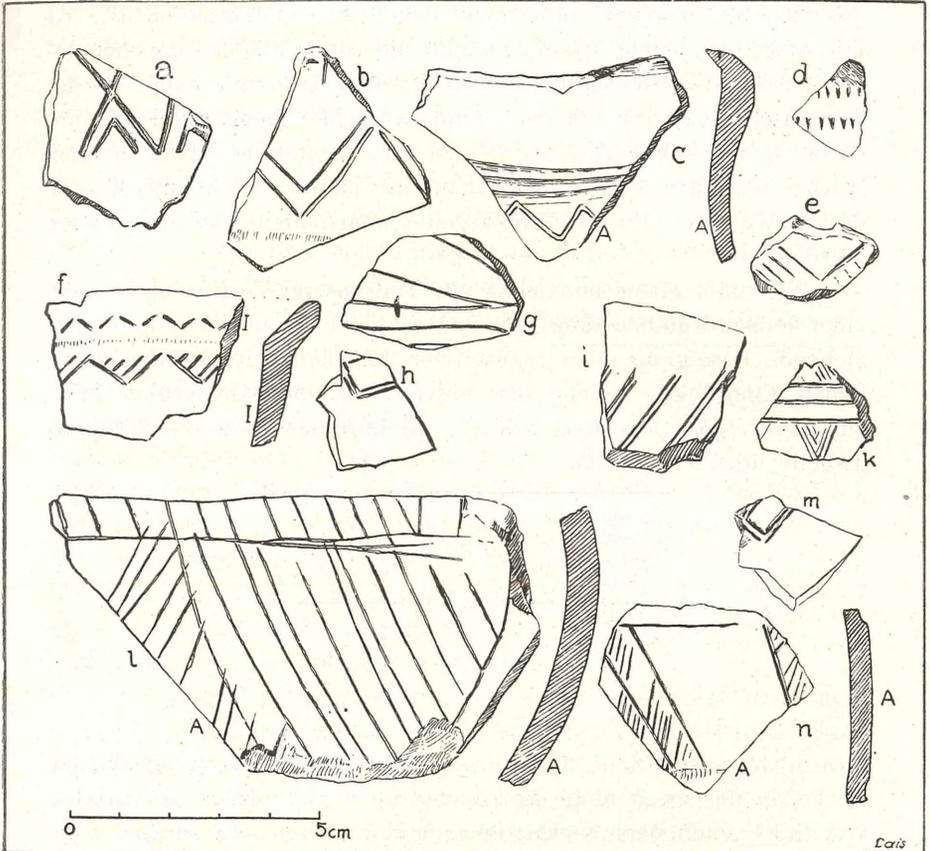


Abb. 18. Verschiedenartig verzierte Scherben.

den oberflächlich gefundenen, nur noch in Spuren erhalten oder ganz herausgewittert.

Soweit sich dies feststellen ließ, finden sich die Verzierungen immer nur auf der Schauseite der Gefäße, bei den Töpfen und

¹⁾ In den Abbildungen ist mit einer Ausnahme (Abb. 14d) auf die Darstellung dieser Kalkausfüllungen verzichtet worden, um die Klarheit der Wiedergabe der Verzierungsformen nicht zu beeinträchtigen.

Urnen also außen oder auf dem nach außen gebogenen Rand, bei den Schüsseln auf der Innenseite. Ein Stück macht scheinbar eine Ausnahme. Es ist der Gefäßboden (Abb. 6 a), der ganz außen mit einem Kranz von runden Tupfen verziert ist, ganz ähnlich wie die kreisrunden Backteller aus den Bodenseepfahlbauten und von anderen Orten. Wenn von der Wand des Gefäßes, die sich an den Boden ansetzte, bei unserem Stück auch nicht mehr viel erhalten ist, so läßt sich doch leicht feststellen, daß die runde Fläche ringsum abgebrochen ist, also ursprünglich noch ihre Fortsetzung hatte. Dieser Tupfenschmuck hatte nur dann Sinn, wenn die flache Schüssel, der dieser Boden angehörte, als Deckel für ein anderes Gefäß benutzt wurde, also der Boden die Schauseite bildete. Bekanntlich sind derartige Schüsseln in der Bronzezeit vielfach als Deckel verwendet worden.

Wir unterwerfen nunmehr einen Teil unserer Verzierungen noch einer letzten Untersuchung. Sie erstreckt sich darauf, wie die durch ziehende Bewegung eines zugespitzten Stäbchens hergestellten länglichen Eindrücke, welche fast immer in Reihen angeordnet sind, auf den Gefäßen orientiert sind.¹⁾ Ihr Ergebnis stellt die folgende Tabelle übersichtlich dar.

Richtung der länglichen Stiche	Anzahl	Anzahl in %
	3	4,9
/	52	85,2
—	4	6,6
\	2	3,3

In der ersten Zeile sind die senkrecht zum Gefäßrand geführten Stiche, in der zweiten die von rechts oben nach links unten oder von links unten nach rechts oben, in der dritten die parallel zum Rand, in der vierten die von links oben nach rechts unten (oder entgegengesetzt) verlaufenden Stiche nach ihrer Häufigkeit dargestellt. Dabei wurden zwei oder mehr an einem Gefäß angebrachte aber deutlich voneinander getrennte Stichreihen wie sie z. B. Abb. 9 zeigt, auch doppelt oder mehrfach gezählt, zu Fischgrätenmustern übereinandergesetzte Stichreihen aber nicht aufgenommen. Die Zusammenstellung zeigt eine sehr ungleiche Häufigkeitsverteilung der

¹⁾ Die mittels eines Stempels senkrecht eingedrückten Formen bleiben einstweilen außer Betracht.

einzelnen Schmuckelemente: mit 85,2 % überwiegen die schräg von rechts oben nach links unten gerichteten Striche ganz gewaltig über alle anderen. Für die senkrecht und wagrecht gestellten Striche können wir dies mit der geringen Schmuckwirkung, die diesen beiden Richtungen innewohnt, erklären. Den Häufigkeitsunterschied aber, der zwischen den beiden schrägliegenden Verzierungstypen besteht, müssen wir anders begründen; denn die schmückende Wirkung ist die gleiche, ob nun die Striche von rechts oben nach links unten oder entgegengesetzt gerichtet sind. Die Bevorzugung der erstgenannten Richtung ist damit zu erklären, daß die Verfertiger der Gefäße ganz ausgesprochene Rechtshänder waren. Sie ist, genau wie die gleiche Schräglage unserer Handschrift, der Ausdruck der Tatsache, daß mit der rechten Hand ein Strich von rechts oben nach links unten leichter als in jeder anderen Richtung auszuführen ist. Bei der Haltung, die der Oberarm und Unterarm zum Einschneiden der Stichornamente einnehmen muß, ist die genannte Bewegung der Hand die natürlichste, die einzig zwanglose.

Die ausgesprochene Rechtshändigkeit der Verfertiger unserer Gefäße wird aber noch durch andere Tatsachen erwiesen: Die Fischgrätenmuster, die auf sicher orientierbaren Scherben angebracht sind, weisen in ihrer oberen, also der Anfangsreihe, die gleiche Richtung auf, bei dem Wolfszahn- und Schachbrettmuster sind die Schrägschraffen ebenfalls in dieser Weise angeordnet, und unter den zahlreichen Zickzackbändern ist etwa ein Viertel dadurch sägezahnähnlich gestaltet, daß die von links oben nach rechts unten gerichteten Striche steiler stehen als die anderen (/ \ / \ / \ / \). Ja wir erkennen sogar die Vorherrschaft der einen Richtung auch bei den eingestempelten Verzierungen, für deren Orientierung doch eigentlich nur die Haltung des Stempels hätte maßgebend sein sollen. Fünfmal ist hier die Richtung von rechts oben nach links unten vertreten, während die entgegengesetzte überhaupt fehlt. Offenbar war die erstgenannte Strichführung so zur allgemeinen Übung geworden, daß sie auch noch beibehalten wurde, wo sie nicht durch die Technik bedingt war.

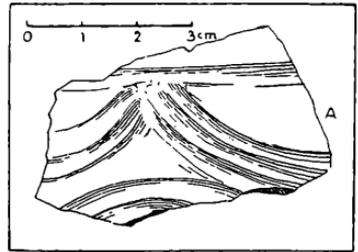


Abb. 19. Scherben mit guirlandenartiger Riefenverzierung.

Über die Rechts- und Linkshändigkeit des prähistorischen Menschen sind schon seit über 40 Jahren, zuerst von DE MORTILLET,

später von PAULSEN, SARASIN, BRINTON, EVANS, CUNNINGHAM u. a., zuletzt von KLÄHN Untersuchungen angestellt worden. Übereinstimmend haben diese ergeben, daß der Mensch der Bronzezeit Rechtshänder war. Die Prüfung der Ornamentierung unserer Isteiner Scherben bestätigt dies Resultat in vollem Umfange. Es ist hier nicht der Platz, auf die Frage der Rechts- oder Linkshändigkeit während die Urzeit näher einzugehen. Immerhin möge die befremdende Tatsache hier festgestellt sein, daß es allen Forschern, die sich mit diesem Problem beschäftigt haben, entgangen ist, ein wie brauchbares Merkmal für Rechts- oder Linkshändigkeit die Richtung der durch ziehendes Einschneiden spitzer Instrumente hergestellten Strichverzierungen auf Gefäßen darstellt. Immer wurde die besondere Zurichtung der Stein- oder Bronzeartefakte, der Holzgriffe für die rechte oder linke Hand, oder bildliche Darstellungen von Menschen, die mit den Händen eine nicht ganz einfache Tätigkeit ausüben, herangezogen. KLÄHN¹⁾ ist ganz nahe an unserer Untersuchungsmethode vorbeigegangen: er hatte ursprünglich geglaubt, in der leichten Biegung von Schattierungsstrichen auf paläolithischen Zeichnungen ein neues Kennzeichen gefunden zu haben, dieses Merkmal aber später wieder mit Recht als unbrauchbar verworfen.

Überblicken wir das Gesamtbild des keramischen Schmuckes, so müssen wir feststellen, daß er nach Form und Herstellungsart trotz aller Mannigfaltigkeit im einzelnen ein in sich geschlossenes einheitliches Ganzes darstellt. Ob die Verzierungen die Gestalt flacher Rillen oder erhabener Wülste oder runder Tupfen oder schräger Einstiche oder Zickzackform haben, immer laufen sie als Band von geringer Breite, d. h. linear, nicht flächenhaft wirkend, wie Reifen um das ganze Gefäß herum. Es sind eigentlich nur zwei Grundelemente vorhanden, aus denen sie hervorgebracht sind: flache mit einem rundlichen Instrument erzeugte Tupfen oder Riefen und tiefe mit kantigen Stäbchen hergestellte isolierte Einstiche oder Linien. Alle Einzelformen sind durch Übergänge miteinander verknüpft: die flachen Riefen mit den tief eingeschnittenen Rillen durch schmale gravierte Linien, die runden flachen Tupfen durch tiefere länglichrunde Eindrücke mit den tief eingestochenen oder eingestempelten strich- oder keilförmigen Verzierungen, die schrägen parallellaufenden isolierten Stiche durch isolierte aber in

¹⁾ KLÄHN, Das Problem der Rechtshändigkeit. Berlin 1925.

Zickzackform hintereinandergestellte Stiche mit den fortlaufenden Zickzackbändern. Außerdem aber finden wir Vertreter der verschiedenartigsten Schmucktypen auf ein und demselben Gefäß miteinander vereinigt. Runde Einstiche kommen zusammen vor mit flachen Riefen, häufig auch Zickzackbänder zusammen mit flachen Riefen und auf einem Scherben finden sich alle drei. Die schrägen Einstiche treten, solange sie mit geringer Sorgfalt hergestellt sind, meist allein auf größeren Gefäßen auf. Zarte schräge Einstiche finden wir aber auf feineren Gefäßen mit flachen Rillen vereinigt. Durch Schrägschraffur der oberen oder unteren Felder können wir uns aus den Zickzackbändern das Wolfszahnornament hervorgegangen denken und dieses leitet hinüber zu den anderen seltener vorkommenden Verzierungsarten. Eine Eigentümlichkeit unseres keramischen Schmuckes sei hier noch ausdrücklich hervorgehoben: 1. Alle Verzierungen sind geometrischer Art. 2. Alle linearen Verzierungen laufen geradlinig. Mit einer einzigen Ausnahme: Scherben Abb. 19 zeigt eine flache um das Gefäß herumlaufende Riefe; an diese setzt sich guirlandenartig ein aus drei solchen Riefen zusammengesetztes Band an und in seine spitzen Winkel ragen, wie es scheint, die nach oben gerichteten Bogen einer zweiten solchen Guirlande hinein.

C. Artefakte aus Metall.

Solche wurden weder bei der Grabung noch auf den Äckern gefunden.

D. Reste tierischer Herkunft.

Die Grabung förderte sehr große Mengen von Tierknochen zutage. Sie waren fast alle zerschlagen, insbesondere die Röhrenknochen, und sehr viele waren teilweise verkohlt. Die Knochen und Zähne stammen vom Pferd, Rind, Schaf, von der Ziege, dem Schwein, Hund, Hasen und von Vögeln. Besonders reich vertreten sind die Knochen vom Rind und Schwein, vom letzteren insbesondere die Schulterblätter. Damit bekunden die prähistorischen Ansiedler auf dem Isteiner Klotz die gleiche Vorliebe für das sog. „Schäufele“ wie die jetzigen Bewohner des badischen Oberlandes. Daß sie aber auch andere Kost nicht verschmähten, beweist der Fund von kleinen Muschelbruchstücken, die der Familie der Unioniden angehören, aber nicht näher bestimmbar sind.

später von PAULSEN, SARASIN, BRINTON, EVANS, CUNNINGHAM u. a., zuletzt von KLÄHN Untersuchungen angestellt worden. Übereinstimmend haben diese ergeben, daß der Mensch der Bronzezeit Rechtshänder war. Die Prüfung der Ornamentierung unserer Isteiner Scherben bestätigt dies Resultat in vollem Umfange. Es ist hier nicht der Platz, auf die Frage der Rechts- oder Linkshändigkeit während die Urzeit näher einzugehen. Immerhin möge die befremdende Tatsache hier festgestellt sein, daß es allen Forschern, die sich mit diesem Problem beschäftigt haben, entgangen ist, ein wie brauchbares Merkmal für Rechts- oder Linkshändigkeit die Richtung der durch ziehendes Einschneiden spitzer Instrumente hergestellten Strichverzierungen auf Gefäßen darstellt. Immer wurde die besondere Zurichtung der Stein- oder Bronzeartefakte, der Holzgriffe für die rechte oder linke Hand, oder bildliche Darstellungen von Menschen, die mit den Händen eine nicht ganz einfache Tätigkeit ausüben, herangezogen. KLÄHN¹⁾ ist ganz nahe an unserer Untersuchungsmethode vorbeigegangen: er hatte ursprünglich geglaubt, in der leichten Biegung von Schattierungsstrichen auf paläolithischen Zeichnungen ein neues Kennzeichen gefunden zu haben, dieses Merkmal aber später wieder mit Recht als unbrauchbar verworfen.

Überblicken wir das Gesamtbild des keramischen Schmuckes, so müssen wir feststellen, daß er nach Form und Herstellungsart trotz aller Mannigfaltigkeit im einzelnen ein in sich geschlossenes einheitliches Ganzes darstellt. Ob die Verzierungen die Gestalt flacher Rillen oder erhabener Wülste oder runder Tupfen oder schräger Einstiche oder Zickzackform haben, immer laufen sie als Band von geringer Breite, d. h. linear, nicht flächenhaft wirkend, wie Reifen um das ganze Gefäß herum. Es sind eigentlich nur zwei Grundelemente vorhanden, aus denen sie hervorgebracht sind: flache mit einem rundlichen Instrument erzeugte Tupfen oder Riefen und tiefe mit kantigen Stäbchen hergestellte isolierte Einstiche oder Linien. Alle Einzelformen sind durch Übergänge miteinander verknüpft: die flachen Riefen mit den tief eingeschnittenen Rillen durch schmale gravierte Linien, die runden flachen Tupfen durch tiefere länglichrunde Eindrücke mit den tief eingestochenen oder eingestempelten strich- oder keilförmigen Verzierungen, die schrägen parallellaufenden isolierten Stiche durch isolierte aber in

¹⁾ KLÄHN, Das Problem der Rechtshändigkeit. Berlin 1925.

Zickzackform hintereinandergestellte Stiche mit den fortlaufenden Zickzackbändern. Außerdem aber finden wir Vertreter der verschiedenartigsten Schmucktypen auf ein und demselben Gefäß miteinander vereinigt. Runde Einstiche kommen zusammen vor mit flachen Riefen, häufig auch Zickzackbänder zusammen mit flachen Riefen und auf einem Scherben finden sich alle drei. Die schrägen Einstiche treten, solange sie mit geringer Sorgfalt hergestellt sind, meist allein auf größeren Gefäßen auf. Zarte schräge Einstiche finden wir aber auf feineren Gefäßen mit flachen Rillen vereinigt. Durch Schrägschraffur der oberen oder unteren Felder können wir uns aus den Zickzackbändern das Wolfszahnornament hervorgegangen denken und dieses leitet hinüber zu den anderen seltener vorkommenden Verzierungsarten. Eine Eigentümlichkeit unseres keramischen Schmuckes sei hier noch ausdrücklich hervorgehoben: 1. Alle Verzierungen sind geometrischer Art. 2. Alle linearen Verzierungen laufen geradlinig. Mit einer einzigen Ausnahme: Scherben Abb. 19 zeigt eine flache um das Gefäß herumlaufende Riefe; an diese setzt sich guirlandenartig ein aus drei solchen Riefen zusammengesetztes Band an und in seine spitzen Winkel ragen, wie es scheint, die nach oben gerichteten Bogen einer zweiten solchen Guirlande hinein.

C. Artefakte aus Metall.

Solche wurden weder bei der Grabung noch auf den Äckern gefunden.

D. Reste tierischer Herkunft.

Die Grabung förderte sehr große Mengen von Tierknochen zutage. Sie waren fast alle zerschlagen, insbesondere die Röhrenknochen, und sehr viele waren teilweise verkohlt. Die Knochen und Zähne stammen vom Pferd, Rind, Schaf, von der Ziege, dem Schwein, Hund, Hasen und von Vögeln. Besonders reich vertreten sind die Knochen vom Rind und Schwein, vom letzteren insbesondere die Schulterblätter. Damit bekunden die prähistorischen Ansiedler auf dem Isteiner Klotz die gleiche Vorliebe für das sog. „Schäufele“ wie die jetzigen Bewohner des badischen Oberlandes. Daß sie aber auch andere Kost nicht verschmähten, beweist der Fund von kleinen Muschelbruchstücken, die der Familie der Unioniden angehören, aber nicht näher bestimmbar sind.

den. Ein weiterer stimmt mit Abb. 14 b vollkommen überein. Eigenartig und ohne Gegenstück aber ist die mäanderartige Verzierung eines Scherbens von der Gutenburg. Zusammen mit diesen Scherben wurden zwei endständige Bronzelappenbeile gefunden.

Damit ist die Zahl der bronzezeitlichen Fundstätten in Baden, die nach dem Stil ihrer Keramik unzweifelhaft den Isteiner Funden zuzurechnen wären, erschöpft. Eine gewisse Ähnlichkeit weist noch ein Fund von Endingen am Kaiserstuhl auf¹⁾. Die Spärlichkeit der hier auftretenden Verzierungen macht aber eine sichere Entscheidung unmöglich.

Aus dem benachbarten Elsaß sind bis heute keine Funde bekannt geworden, die in ihrer Keramik mit unseren übereinstimmen. Zwar weisen die etwa gleichaltrigen Gefäße von Egisheim in manchen Schmuckelementen eine gewisse Ähnlichkeit auf. Vor allem sind hier aufgesetzte und durch Eindrücke verschiedener Art verzierte Tonwülste ebenfalls häufig. Aber der für die Isteiner Keramik so bezeichnende Zickzacklinien- und Stichreihenschmuck fehlt hier oder ist nur selten vertreten²⁾. Auch die keramischen Funde von Wingersheim stimmen nicht mit der Isteiner Keramik überein³⁾.

Eine wenn auch nur geringfügige Eigenart jeder der drei Fundstellen Istein, Rheinweiler und Gutenburg ist trotz der weitgehenden Übereinstimmung nicht zu verkennen. Sie prägt sich lediglich in kleinen Unterschieden der Verzierungen oder auch in der verschiedenen Häufigkeit des einen oder anderen Schmuckelementes aus.

WAGNER stellt die Funde von der Gutenburg in die Bronzezeit, die von Rheinweiler in die jüngere Bronzezeit⁴⁾, BEHRENS rechnet sie beide der spätesten Bronzezeit zu⁵⁾. Es ist dieselbe Stufe, die REINECKE wegen des Vorkommens von Eisen und der nahen Verwandtschaft der Keramik mit Hallstattformen als „frühe Hallstattzeit“ bezeichnete⁶⁾. Ich folge hier dem Vorgehen von BEHRENS,

1) WAGNER, a. a. O. S. 199.

2) K. GUTMANN, Die archäologischen Funde von Egisheim 1888—1898. Mitt. d. Ges. f. Erhaltung der geschichtlichen Denkmäler im Elsaß, Bd. XX, Lief. I, Straßburg 1899.

3) A. RIFF, Urnenflachgräber der frühen Hallstattzeit bei Wingersheim. Anzeiger f. Els. Altertumskunde, Nr. 20, 1913, Straßburg 1914.

4) WAGNER, a. a. O.

5) BEHRENS, Katalog des Röm.-Germ. Zentralmuseums Nr. 6. Bronzezeit Süddeutschlands. Mainz 1916.

6) REINECKE, Kleinfunde aus Brandgräbern der frühen Hallstattzeit Süddeutschlands. Die Altertümer unserer heidnischen Vorzeit. Bd. V. Mainz 1906.

indem ich den Isteiner Fund der spätesten Bronzezeit zuweise. Mit Funden der frühen Hallstattzeit, wie sie von REINECKE charakterisiert werden, teilt unsere Isteiner Keramik nur einen Teil der Merkmale. Ihre Formen tragen wie jene deutlichen Metallcharakter, scharf abgesetzte, zuweilen mehrfach gebrochene Ränder. Auch die Verzierung durch Riefen verbindet sie mit den Metallformen der Hallstattzeit. Die hierfür nach REINECKE gleichfalls charakteristische feine Gravierung, die Buckelchen, die Imitationen von Nietköpfen aber fehlen der Isteiner Keramik oder sind sehr selten. Während in der frühen Hallstattzeit weiße Ausfüllungen der eingestochenen Verzierungen selten sind, bilden sie in der Isteiner Keramik eines der wichtigsten Schmuckelemente der oft glänzend schwarz gefärbten Gefäße. Auch fehlt unserer Keramik (mit einer Ausnahme) jeglicher aus gekrümmten Linien gestaltete Schmuck; die flachen Buckel, die eingestempelten Kreislinien und die guirlandenartigen Riefen. Daß dagegen eingeritzte Strichreihen, Zickzackbänder, Wolfszahnornamente und ähnliche die Isteiner mit der Hallstattkeramik gemeinsam hat, beweist nichts für einen engen Anschluß an diese. Derartige Schmuckformen sind beinahe Gemeingut aller vorgeschichtlichen Kulturen vom Neolithikum an. So rückt also die Isteiner Keramik ziemlich deutlich vom Typus der frühen Hallstattzeit ab. Ich möchte sie daher einer etwas früheren Stufe zuweisen, und, wenn ich die Bezeichnung von BEHRENS anwende, sie nicht ganz an das Ende der spätesten Bronzezeit stellen.

In nächster Nähe des Isteiner Klotzes, bei Haltingen, wurde ein gleichfalls spätbronzezeitlicher Fund gemacht¹⁾. Seine Keramik ist aber von der unsrigen grundsätzlich verschieden. Die Haltinger Gefäße sind mit großen ovalen, flach erhabenen Buckeln geschmückt, die teilweise durch unregelmäßige Zickzacklinien miteinander verbunden sind. Auf den weiträumigen Bäuchen der Urnen sitzen, zunächst senkrecht aufsteigend, dann allmählich ausladend, kurze Hälse. Im Badischen Oberland ist dies bis heute der einzige derartige Fund. Im Unterland kommen buckelverzierte Gefäße mehrfach vor: bei Unteröwisheim und Forst (Amt Bruchsal), bei Wiesloch und bei Friedrichsfeld (Amt Schwetzingen)²⁾. Alle diese Fundorte liegen, ebenso wie Haltingen, in der Ebene, während die Fundort der Isteiner Keramik alle im Hügel- oder Bergland liegen. Eine zweite,

¹⁾ WAGNER, a. a. O. S. 253.

²⁾ WAGNER, Fundstätten und Funde... II. Teil. Tübingen 1911. S. 174, S. 157, S. 319 u. S. 195.

gleichfalls wohlcharakterisierte Verzierungsart, der Kerbschnittstil, fehlt der Isteiner Keramik ebenfalls. In der Bodenseeegend ist sie mehrfach gefunden worden, z. B. bei Unteruhldingen, Wollmatingen und Reichenau-Hegne. Beide Stilgattungen, der Kerbschnitt- und der Buckelstil, haben den Schwerpunkt ihrer süddeutschen Verbreitung in Württemberg ¹⁾.

Am Bodensee finden wir die drei genannten Stilgattungen Buckel-, Kerbschnitt- und Isteiner Stil stellenweise sogar vereinigt, z. B. in der Keramik von Unteruhldingen und Reichenau-Hegne. Gutenberg leitet vom Isteiner Klotz zum Bodensee hinüber.

So nimmt die Keramik vom Isteiner Klotz eine auffallende Sonderstellung ein. Dies mag ihre eingehende Behandlung im Rahmen dieser Arbeit rechtfertigen. Ob sie ihre Ursache nur in zeitlichen Unterschieden gegenüber den anderen im badischen Oberland festgestellten Stilgattungen hat, oder auch, was wahrscheinlicher ist, auf Stammesverschiedenheiten beruht, kann einstweilen nicht entschieden werden.

¹⁾ BEHRENS, a. a. O. S. 217.

ZOBODAT - www.zobodat.at

Zoologisch-Botanische Datenbank/Zoological-Botanical Database

Digitale Literatur/Digital Literature

Zeitschrift/Journal: [Berichte der naturforschenden Gesellschaft zu Freiburg im Breisgau](#)

Jahr/Year: 1925

Band/Volume: [24](#)

Autor(en)/Author(s): Lais Robert

Artikel/Article: [Eine Ansiedelung der spätesten Bronzezeit auf dem Isteiner Klotz im südl. Baden. 325-352](#)